

Ferdinand als Hochzeitsgast

Autor(en): **Freuler, Kaspar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **82 (1956)**

Heft 19

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-495637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ferdinand als Hochzeitsgast

Von Kaspar Freuler

«Also los! wie war's denn eigentlich? Hast du dich gut amüsiert? Eine hübsche Tischdame und ein feudaler Fraß? Und überhaupt –?»

Man bestürmte Ferdinand mit Fragen, denn alle wußten, daß er am Tage zuvor in einem gastlichen Haus an einer Hochzeitsfeier teilgenommen hatte.

Ferdinand zog die Schultern hoch. «Natürlich hab ich mich amüsiert!»

«Siehst aber gar nicht danach aus –?»

«Nun ja, wie man's nimmt – das Mittagessen jedenfalls war Ia. Der Chef de cuisine kam aus dem «Baur au lac». So gegen drei Uhr dann fuhr die ganze Gesellschaft in sechs dunkelblauen Mercedes weg. In einer halben Stunde ist man in dem kleinen Dorf, in dessen Kirchlein aus unerfindlichen Gründen die Trauung stattfinden sollte. Die Braut hätte einmal

vier Ferienwochen dort oben erlebt, hieß es; es gab auch andere Versionen für diesen Aufenthalt. Aber sei dem wie wolle – man sah über den ganzen himmelblauen See hin, die Kirchentreppe war links und rechts mit Lorbeerbäumchen und Oleantern dekoriert und wie all das Grünzeug heißt. Es sah fast aus wie ein Fürstenempfang im Bundeshaus. Der Sigrist, so ein kleines Männchen mit einem rosigen gefälten Gesicht, wies uns in feierlicher Würde die Bankplätze an. Schön, man setzte sich, die Herren in Schwarz, die Damen in Sammet und Seide, mit Pelzjacken und teuren Capes – die reinste Modeschau. Der Wagen mit dem Brautpaar sollte als letzter mit merkbarem Abstand erscheinen; das gehöre zur Tradition. –

Ich habe vergessen zu sagen, daß auch

ein Orchesterchen eingeladen war, sieben Mann, ein paar Geiger, ein Cellist, zwei Klarinetten; sie hatten sich, vom Sigristen geleitet, im Halbdunkel des Seitenschiffes hinter ihren Notenständern etabliert und schauten gelangweilt zu den geweißelten Wänden empor. Es sah aus wie eine Ländlerkapelle ohne Sennenkäppli; bei näherem Zusehen schien es aber, als wären sie doch nicht auf Polka und Hudigäggeler eingeschworen.»

«Eine bessere Guggenmusik also? –»

«Einerlei was. Man wartete also, im stillen gähnte der eine und andere, der sich mit dem plenus venter nicht ungern für nur ein Viertelstündchen auf ein Kanapee gelegt hätte. Aber Kanapee gehören nicht zur Ausstattung von Kirchen.

Endlich öffnete sich langsam die Kirchentüre, ich gab dem Orchesterchen ein verabredetes Zeichen – und mit Geigen und Flöten sang das Brautlied aus dem «Lohengrin» durch die Kirche. Doch war es lediglich der Sigrist, der eingetreten war, und der nun, durch das Orchester in leichte Verlegenheit gebracht, sich in eine Ecke verzog, indes die Sieben stilgerecht ihr Stück zu Ende spielten. Als sie sich schließlich der Situation bewußt wurden, lächelten wir alle und die zwei Büblein, die zur Hochzeitsgesellschaft gehörten, klatschten und riefen Bravo!

Nach weitem fünf Minuten ging abermals die Türe auf – als erster trat der Pfarrer her ein – also denn! – und wieder setzten die Geiger zum Brautlied an. «Treulich geführt, ziehet dahin, wo euch der Segen der Liebe bewahrt!» klang es wiederum freundlich und süß zu Ehren des Paares – aber weder ein Lohengrin, noch eine Elsa marschierten hinter dem Pfarrer her. Etwas verwirrt ließ er den Blick über die Gesellschaft gehen und verbarg sich sodann zwischen den hohen Lehnen seines geschnitzten Kirchenstuhles. Man wartete, schon etwas unruhig geworden, weiter, gähnte etwas ungenierter, studierte die violetten und schneeweißen Hortensien; der Basler Professor hinter mir behauptete mit bestimmtestem Tonfall, die Kirche gehöre dem Frühbarock an, während sein Zürcher Kollege sie eher dem Spätbarock zuweisen wollte. Die Damen zogen die Capes etwas enger und tupften sich mit einem Tüchlein die Nase. Die Temperatur war nicht eben hoch.

Weitere zehn Minuten vergingen. Man schickte den Sigristen auf Botschaft aus. Die Herren begannen kleine Anekdoten zu erzählen und n.o.s. hätte die größte Freude an ihnen erlebt, denn sie stammten alle von seinem Schreibtisch, auch wenn die Herren taten, als ob sie selber dabei gewesen wären.

Gegen vier Uhr wurden die Sieben aufgefordert, auch etwas zur Kurzweil bei-

zutragen und aufzuspielen. Sie seien keine Tanzkapelle, hieß es, und im übrigen hätten sie einzig die Noten zum Brautchor mitgenommen. Falls man – jawohl, man wollte, und so tönte zum drittenmal der Chor des Schwanenritters zu den gemalten Fenstern empor. Dann aber empfahlen sich die Herren, sie hätten um halb fünf Uhr an einer Konzertprobe mitzuwirken. Als der letzte sein Instrument in den Kasten gepackt hatte und eben die Türe öffnete, da knarrte draußen Motorengeräusch, der Sigrist kam dahergestürzt, das Brautpaar trat ein, etwas verdattert und verlegen. Man war mit dem Mercedes weitab von jeglichem Dorf merkwürdigerweise in einen Graben gefahren, der Zylinder, vom Winde verweht, war unbrauchbar geworden, das wehende weiße Brautkleid habe auch einige Havarien erlitten.

Der Sigrist war nach dem Organisten gelaufen. Ganz ohne Musik – das gab es doch nicht! Aber der Organist machte Geschichten – wenn den Herrschaften usw. ... Schließlich aber setzte er sich vor das Instrument der heiligen Cäcilia und ließ den Brautchor allwiederum zu dem gemalten Sternenhimmel dröhnen. Wir kannten ihn schon auswendig, und die Buben versuchten mitzupfeifen. Wagner mag in seinem Musikantenhimmel geschmunzelt haben. – Aber schließlich ging alles ohne weitere Schwierigkeiten vorbei –»

«Und am Abend? Hattest du eine nette Tischdame, Ferdinand?»

Ferdinand machte eine unbestimmte Handbewegung. «Man stellt in meinem Alter nicht mehr allzuhohe Ansprüche – sie war aus gutem Hause, in den besten Jahren – wie man so sagt – elegant aufgemacht und hergerichtet – (Nein! nicht hingerichtet! Pfui!) – und sie lächelte ununterbrochen freundlich und vornehm, mit einer dunkelroten Rose auf dem Busen. Bei der Polonaise lispelte sie mir ins Ohr, sie trage eine Prothese, ich solle mich aber durch den kurzen Knax nicht irritieren lassen, sondern ihr vielmehr jeweils bei einer Stufe ein Zeichen geben. «Sie brauchen mir nur die Hand etwas fest zu drücken –» lächelte sie mir zu. Es gab dazu genügende Gelegenheit, denn Polonaisen führen bekanntermaßen treppauf und treppab durch das ganze Hotel, und ebenso zur Aufmunterung und zur Weckung verborgener Interessen durch wenig beleuchtete Gegenden, über Estriche und ähnliche wenig belebte Räume, wo die Tuchföhlung etwas enger gezogen werden kann und der eine oder andere oder alle beide sich ein Häpplein von des Lebens Freuden erhaschen können. Ich meinerseits beschränkte mich auf «Achtung! Stufe!» und sodann Händedruck und melodischer Knax! – Als wir wieder

im hellerleuchteten Festsaal erschienen, lächelte meine Dame etwas sauerst: «In Ihrem Alter, Herr Ferdinand, war ich noch unternehmungslustiger! Da hätt' ich mich nicht mit einem Händedruck begnügt – oui! Ich glaube beinahe, ich hätte mit meinen 73 Jahren noch mehr Temperament als viele jüngere Herren von heute – man ist nicht immer so alt, wie man vielleicht aussieht –»

Um Mitternacht wurde sie von ihrem Chauffeur abgeholt. Meine Begleitung wies sie mit Bestimmtheit ab. Wir schieden mit einem sehr höflichen Händedruck. Der Chauffeur sah mich mit einem niederschmetternden Blick an, von oben bis unten. Als sie weggefahren war, ging ich in die Bar und erholte mich. – Daraufhin mußte Ferdinand einen Cognac zahlen.



Sonntagmorgen